



Weihnachten.

S heilige Nacht, voll Glück und Licht,
 Du wunderbarste aller Nächte,
 Du bist das herrlichste Gedicht,
 Wie Menschenfinn es nie erdächte;
 Dein Zauber füllt den ärmsten Raum,
 Er klingt aus jeder Liedesweise,
 Und dufteud atmet ihn der Baum,
 Der Baum mit seinem grünen Reize.

Aus längstverlorenem, trautem Glück
 Webt die Erinnerung dir den Schleier,
 Du führst den müden Greis zurück
 Zu seiner Kindheit schönster Feier;
 Du nimmst die Menschheit in den Arm,
 Gleichwie die Mutter tut dem Kinde,
 Daß Not und Elend, Sorg' und Harm,
 Sei's auch für kurze Frist, entschwinde.

Wie heil'gen Friedens Unterpfund
 Erönt der Glocken festlich Grüßen,
 Und durch das nächtlich stille Land
 Ziehn Engel hin auf frommen Füßen;
 Wo nur des Himmels Boten gehn,
 Wird Luft und Liebe ausgegossen. . .
 Doch Kindesaug' nur kann sie sehn,
 Dem noch die Wunderwelt erschlossen.

Wir hören ihrer Botschaft Ton —
 Doch lebt in uns der fromme Glaube?
 Verscheucht nicht Zwietracht, Haß und Hohn
 So oft des Friedens weiße Taube?
 Die Menschheit ringt in Kampf und Streit,
 Mit selbstgeschaffenen Beschwerden —
 O hört das Wort voll Seligkeit,
 Das Wort vom Frieden hier auf Erden!

O trinket aus der Liebe Born
 In dieses festes Feierstunden,
 Vergesst Haß und Neid und Jörn
 Und schlägt nicht, sondern heilet Wunden!
 Zu euren Kindern lenkt den Blick,
 Auf ihrem Antlitze steht's geschrieben:
 Der Weihnachtsfeier reinstes Glück
 Befiehet im Geben und im Lieben.

Anton Ohorn.



Weihnachtsabend im Walde.

Die Klugen und die Schlaunen.

Roman von Arthur Zapp.

[Fortsetzung]

[Nachdem verboten]

General Mc. Clellan hatte mit der Hauptarmee vor Richmond wenig glücklich operiert, dazu lähmten Zutritten in Washington — der Kriegsminister war ihm feindlich gesinnt — seine Tatkraft. Anstatt Richmond zu nehmen, sah er sich schließlich gezwungen, sich nach Norden zurückzuziehen. Die Folge war, daß auch Mc. Dowell, der inzwischen den Oberbefehl über die andere Armee übernommen hatte, die östlich von Washington dem feindlichen Korps General Jacksons gegenübergetreten war, den Rückzug nach der Bundeshauptstadt antreten mußte, um sich hier mit Mc. Clellan zu vereinigen. Nach wochenlangen Hin- und Hermarschieren und nach verschiedenen kleinen Gefechten und Scharmüßeln gelangte die Armee Mc. Dowells im August an dem Flüßchen Bull Run an, auf demselben Boden, auf dem ein Jahr zuvor die Unionsarmee so gründlich von den Konföderierten geschlagen worden war. Wieder einmal befand sich die Armee in kurzer Entfernung von Washington und Präsident Lincoln benutzte die Gelegenheit, den Truppen einen Besuch abzustatten. Es war ein glänzendes und zahlreiches Gefolge, das ihn begleitete, und das aus den sämtlichen Ministern, einer großen Anzahl von Senatoren und anderen Staatsmännern, sowie aus den höchsten Offizieren der Armee und Marine bestand. Zur Feier dieses seltenen Ereignisses fand eine große Truppenparade statt und ein Vorbeimarsch sämtlicher Regimenter.

Der Präsident sah sehr bleich und angegriffen aus. Düstler, unheilvoll lag die Zukunft vor ihm. Das Jahr hatte noch keine Erfolge gebracht und das Ende dieses unglückseligen, mörderischen Bürgerkrieges war noch nicht abzusehen. Lincoln trug wie gewöhnlich seinen einfachen schwarzen Anzug und einen hohen Filzhut. Seine lange, magere, vornübergebeigte Gestalt nahm sich auf dem ungewohnten Pferde nicht gerade sehr vorteilhaft aus, aber die vorbeibefehlenden Soldaten sahen doch voll Bewunderung und Ehrfurcht auf diesen einfachen, schlächtigen Mann, auf dessen schwachen Schultern die Sorge für das Wohl von vierzig Millionen Menschen ruhte.

So oft eine Fahnenparade vorbeikommt, zog Lincoln den Hut und machte auf seinem Gaul eine tiefe, steife Verbeugung. Gegen Abend war der Präsident mit seinem prächtigen Gefolge wieder verschwunden und man hätte glauben können, diese glänzende Unterbrechung des langweiligen, eintönigen Lagerlebens sei nur die Ausgeburt einer aufgeregten Phantastie gewesen.

Es war 9 Uhr abends. Oberst v. Galis saß in seinem Zelte, über die Landkarte gebeugt. Er hatte soeben an einer Beratung beim General teilgenommen. Der Befehl für den nächsten Tag war den Regimentskommandeuren mitgeteilt worden, und nun studierte der Oberst das Gelände, das zum Schauplatz für die nächste große, entscheidende Schlacht dienen sollte.

Ein Kläuspern vom Zeltingang her veranlaßte ihn, sich umzudrehen. Ein Offizier, in einen langen, fast bis zu den Füßen herabwallenden blauen Mantel gekleidet, den Hut mit der Auszeichnung der Stabs-offiziere auf dem Kopf, stand ihm gegenüber. Die Gutmütigkeit beschattete einen großen Teil des Gesichts, dazu verbreitete die mangelhafte Beleuchtung des Zeltes durch eine einzige Laterne nur ein dämmern-des Licht.

„Wer sind Sie? Was wünschen Sie?“ fragte der Oberst, in dem Glauben, einen Adjutanten des Hauptquartiers vor sich zu sehen.

Die angerebete unbekannte Erscheinung trat ein paar Schritte näher und nahm, ohne zu antworten, den Hut vom Haupte. Ein weiblich zartes Gesicht mit weichen Zügen, die von einem kurzen dunklen Wollbart umrahmt wurden, und ein paar blitzende schwarze Augen wurden sichtbar.

Der Oberst starrte die Gestalt wie eine übernatürliche Erscheinung aus der Geisterwelt an. Er taumelte einen Schritt zurück, strich sich mit der Hand über die Augen, und seine Miene drückte fassungslose Bestürzung und Verwunderung aus.

„Billi! Sie sind es wirklich?“ fließ er endlich schwer atmend hervor.

Mrs. Batsford nickte lächelnd und streckte ihm die Hand zum Gruße entgegen.

„Sie hatten nicht erwartet, mich noch heute zu sehen?“ fragte sie mit einem Anflug von Schmelerei. Aber das Verhalten des Offiziers verriet nichts weniger als Freude und Dank. Er schlang mit einer Geberde des Entsetzens die Hände ineinander, und fragte schein nach dem Zellausgang blickend: „Wie konnten Sie mir? Wissen Sie nicht, daß es aufs strengste verboten ist?“

Aber sie ließ ihn nicht ausreden.

„Wer soll mich denn erkennen?“ antwortete sie, sich den falschen Bart streifend. „Sehe ich nicht martialisch, wie ein echter Kriegsmann aus?“

„Aber wo kommen Sie denn her?“ fragte der Oberst kopfschüttelnd weiter.

„Geradewegs aus Washington.“

„Wie?“

„Zu Pferde natürlich.“ Der Pseudo-Offizier zeigte eine echt weibliche Schmolliene, die zu dem militärischen Gewand und dem Vollbart einen sehr sonderbaren Gegensatz bildete, und fuhr fort: „Wissen Sie, Oberst, daß ich auf einen ganz anderen Empfang von Ihnen gerechnet habe?“

„Aber — aber bedenken Sie doch“, stammelte Herr v. Galis, der sehr unbehaglich von einem Fuß auf den andern trat und in dem die natürliche Galanterie und die Bewunderung der kühnen, abenteuerlustigen schönen Frau mit dem militärischen Pflichtgefühl einen harten Kampf kämpfte.

„Ich höre“, sprubelte die erzürnte Schöne sehr ärgerlich hervor, „daß Sie hier im Lager sind, vermute, daß es bald zur Schlacht kommen wird, und komme nun ungeachtet der Gefahren und unliebsamen Abenteuer, denen ich mich unterwegs aussetzte, von dem unwiderstehlichen Drange getrieben, Sie nach so langer Abwesenheit zu begrüßen, bevor Sie in die Schlacht gehen, und Sie — ah, psst, Oberst, Sie enttäuschen mich sehr bitter!“

Ihre Stimme zitterte, sie legte sich auf den Feldstuhl, von dem der Oberst sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte, stützte ihr Haupt in die Hand und starrte schwermütig vor sich nieder.

„Aber, teuerste Mrs. Billi!“ flüsterte Herr v. Galis, während es ihn heiß und kalt durchschauerte, „ich bin ja entückt, ich bin ja voll Dank und Begeisterung, aber wenn, wenn uns nun jemand überrascht und Sie und Ihr Geschlecht erkennt?“

Die schöne junge Witwe erhob ihren Blick und ließ ihn voll Geringschätzung und Ironie auf dem vor ihr Stehenden ruhen.

„Ich sehe, Oberst“, sagte sie, „daß Sie noch nie in Ihrem Leben geliebt haben, sonst würden Sie sich in einem solchen Augenblicke nicht an so kleinliche Bedenken stoßen. Ach, ich habe mich in Ihnen getäuscht. Sie sind nicht der Mann, wie ich ihn mir immer erträumt habe, voll Hingabe und Mut, der vor nichts zurückdreht.“

Der Oberst biß sich die Lippen wund. Noch nie hatte jemand gewagt, ihm gegenüber einem Zweifel an seinem Mute Ausdruck zu geben, und nun gerade vor dem bewunderten, geliebten Weibe im Lichte eines ängstlichen Bedanten dazustehen, war ihm ein qualender Gedanke. Auf der anderen Seite bereitete ihm sein Gefühl für Disziplin und militärische Ordnung angesichts dieses unerlaubten Damenbesuchs und der von Mrs. Batsford beliebten unstatthaften Moxerade folterndes Unbehagen. Auf jeden Fall mußte er Sorge tragen, daß sie nicht durch den plötzlichen Eintritt eines Dritten überrascht wurden.

Mit einem kurzen Wort der Entschuldigung trat er vor sein Zelt, rief seinen Burschen und trug ihm streng auf, niemandem unangemeldet Eintritt in sein Zelt zu gewähren.

Etwas ruhiger kam er zurück. Mrs. Batsford saß über die Karte gebeugt, die der Oberst vorher studiert hatte. Herr v. Galis näherte sich leise der ganz in ihre Beschäftigung Vertunkenen. Er beugte sich zu ihr hinab und drückte einen heißen heißen Kuß auf den Teil des Halses, der schimmernd aus

dem Kragen des zurückgeworfenen Mantels hervorlag.

Sie zuckte heftig zusammen; aber die Augen, die sie jetzt zu ihm erhob, strahlten ihn so beständig liebenswürdig an, daß der Oberst hingerissen sich auf seinen Knien vor ihr niederließ.

„Verzeihung, teure Billi!“ raunte der Oberst ihr leidenschaftlich zu. „Ich würde jederzeit gern mein Leben für Sie lassen, und wenn ich anfangs bei Ihrem Anblick erschraf, so geschah es nur in dem Gedanken an die peinliche Lage in der Sie selbst...“

„Bah!“ unterbrach Sie ihn und strich ihm schmeicheleisch mit der Hand über das Gesicht. Dann riß sie sich mit schnellem Griff den Bart herab und warf ihn auf das Lager, das aus Stroh und Decken für den Oberst bereitet war. Nun näherte sie langsam ihr Antlitz dem seinen, das sich glühend strahlend zu ihr emporeckte. Schon ganz nahe war ihr Mund dem seinen gerückt, schon zitterten die verlangenden Lippen des Mannes den ihren entgegen, als sie plötzlich mit der Frage innehielt: „Wann wird es zur Schlacht kommen, lieber Oberst?“

„Morgen!“ stieß er ungeduldig hervor, um im nächsten Moment den süßesten Lohn zu finden und im Nausch einiger seligen Sekunden Ueberlegung und ruhige Besinnung zu verlieren.

Jetzt aber legte Mrs. Batsford dem Oberst ihre Hände auf die Schultern, drückte ihn ängstlich von sich weg, und, schein um sich blickend, flüsterte sie warnend: „Vorwärts!“

Oberst v. Galis erhob sich zuckend. „Ist der Feind schon so nahe?“ fragte sie, an seine ihr vor dem Kuß gegebene Antwort anknüpfend.

Der Oberst deutete auf die Karte und die betreffenden Dertlichkeiten mit dem Finger bezeichnend, sagte er: „General Jackson steht zwischen Gainesville und dem Bull Run.“

„Und Sie — unsere Armee wird angreifen, Oberst?“

Er schaute noch immer verzückt in ihre Augen, die so himmelstrebend zu blicken verstanden.

„Ja“, antwortete er mechanisch. „Wir werden mit einem Scheinmanöver gegen den rechten Flügel des Feindes beginnen, während der Hauptangriff auf den linken, an den Bull Run sich anlehnenden Flügel des Feindes stattfindend wird.“

Ein Leuchten ging über ihr Gesicht, das dem verliebten Mann zulächelte. Sie erhob sich und griff nach dem falschen Bart, den sie vorher von sich geworfen hatte. Der Oberst faßte sie an der Hand.

„Wollen Sie mich schon verlassen, schöne Mrs. Billi?“ fragte er.

„Muß ich nicht?“ flüsterte sie zurück. „Ist es nicht die höchste Zeit? Ich bin ja so glücklich, Oberst, das es mir vergönnt war, Sie wenigstens für ein paar kurze Minuten zu sehen und zu sprechen.“

Er wollte sie ungestört an sich ziehen, aber sie entwand sich ihm geschickt und heftete rasch den Bart wieder vor ihr Gesicht.

„Seien Sie doch vorsichtig, Oberst“, warnte sie und drückte ihren Hut ins Gesicht, und sich zu dem Zeltingang zurückziehend, fügte sie hinzu: „Man könnte uns überraschen. Haben Sie mir das nicht selbst eben gesagt?“

Es lag etwas Ironisches in dem Klang ihrer Stimme. Der Oberst aber achtete nicht darauf, er stand wie jemand, der plötzlich aus einem süßen Nausch erwüchert wird. Nun raffte er sich auf, gürtete rasch seinen Säbel um, ergriff seinen Hut und eilte ihr nach.

Draußen unweit vom Zelte führte ein Soldat Mrs. Batsfords Pferd auf und ab. Sie schwang sich gewandt in den Sattel und reichte dem Oberst die Hand. Gesprochen wurde zwischen ihnen kein Wort mehr.

Oberst v. Galis stand noch eine ganze Weile und starrte der in der Nacht Verschwindenden wie betäubt nach.

Mrs. Batsford befand sich kaum außerhalb des Lagers der deutschen Division, als sie ihr Pferd, anstatt den Weg nach Washington zu verfolgen, nach Westen lenkte und einen Bogen um das Lager der Unionstruppen beschreibend, in scharfem Trab die Richtung nach Gainesville einschlug. Als sie an den Vorposten der Unionisten angelangt war, ritt sie langsam an der Postenkette entlang, und es hatte ganz den Anschein, als handle es sich um den Inspezierungsritt eines höheren Offiziers. So mochte sie eine halbe Stunde zugebracht haben, als aus dem Vorgelände eine Schleichpatrouille zurückkehrte.

Der Pseudo-Offizier horchte gut auf, als auf den Anruf des Postens die Patrouille Losung und Feldgeschrei abgab. Ein Rächeln der Befriedigung auf den Lippen, ritt sie nunmehr an dem Posten vorbei nach Gainesville zu.

Sie mochte etwa die Hälfte des Geländes zwischen der Stellung der Unionsarmee und der der Konföderierten zurückgelegt haben, ohne daß ihr ein menschliches Wesen begegnet war, als sie plötzlich Halt machte. Sie nahm ihren langen Mantel von den Schultern, kehrte ihn um, legte ihn wieder an und ritt weiter. Der Mantel war in der Innenseite grau, und die Reiterin konnte nun für einen Offizier der Rebellenarmee gelten.

Als sie sich der Stellung der konföderierten Truppen näherte, ritt sie vorsichtig und im langsamsten Tempo. Plötzlich schallte ihr ein drohenbes: „Halt! Wer da!“ entgegen.

„Du Freund!“ rief sie unter Herzflopfen zurück. „Ich bringe wichtige Nachrichten vom Feinde. Führt mich zu Eurem General.“

Eine bange halbe Minute verstrich. Alle Nerven und Fibern in ihr waren bis zur Unerträglichkeit angespannt. In der dumpfen, atembeklemmenden Spannung eines Menschen, der schon die Flügel des Todes über sich rauschen fühlt, erwartete sie die nächste Handlung des Postens. Die Antwort desselben konnte eben fogut in einer Kugel bestehen, die ihr der Mann aus seinem schußfertigen Gewehr entgegenstürzte.

Aber so schlimm sollte es nicht werden.

„Absteigen!“ rief ihr der Posten zu. „Zur Feldwache!“

Er deutete in die Richtung links hinter sich. Ihr Pferd am Zügel, schritt Mrs. Batsford mit, während der Posten die Mündung seines Gewehrs gegen sie richtete, so lange sie in seinem Bereiche war.

Auf der Feldwache gab ihr der wachhabende Offizier zwei Soldaten mit, die sie in das Hauptquartier geleiteten. In einem der kleinen bescheidenen Häuser von Gainesville hatte General Jackson sein Quartier aufgeschlagen. Er hielt gerade mit dem Kavalleriegeneral Stuart, der wegen seiner verwegenen Streifzüge bei den Wädlichen ebenso gefürchtet war wie bewundert und beliebt bei den Südlischen, eine Beratung ab. Beide Generale erhoben sich und gingen der ihnen wohlbekannten Dame lebhaft entgegen, als sie von einer Ordonanz angemeldet, ins Zimmer trat.

„Ich freue mich, Sie bei mir begrüßen zu können,“ sagte General Jackson mit etwas heiserer Höflichkeit und trug der Dame, die wie viele andere Frauen die leidenschaftliche Begeisterung für die Sache ihrer südlischen Heimat zur Spionin gemacht hatte, selbst einen Stuhl herbei.

General Stuart, ein noch junger, etwa zweieunddreißigjähriger Mann, sorgte galant für eine Erfrischung, indem er der Ermüdeten einen Feldbecher mit Wein präsentierte.

Mrs. Batsford leerte ihn dankend und berichtete den gespannt zuhörenden Generalen das, was sie über die Stellung und den Schlachtplan der Unionsarmee in Erfahrung gebracht hatte.

General Stuarts küßne, von einem langen, schwarzen Bart umrahmtes Gesicht leuchtete und seine dunklen Augen blitzten unternehmungslustig.

„Die Nacht ist dunkel,“ rief er glühend vor Abenteuerlust, „wenn Sie uns führen wollen, Mrs. Batsford, würde ich mit meinen Reitern gern dem Feinde in seinem Lager einen Besuch abstatten.“

Die erschrockene junge Witwe erklärte sich bereit. Der Plan wurde sogleich im einzelnen besprochen

und es wurde zugleich verabredet, daß man in einer Stunde aufbrechen sollte. Während Mrs. Batsford in dem Zimmer Jacksons auf einem rasch improvisierten Lager ein wenig ruhte, ritt dieser mit zwei seiner Adjutanten nach dem linken Flügel seiner Armee, um dem dort kommandierenden Untergeneral selbst neue Weisungen zu geben; General Stuart aber ließ inzwischensich der Regimenter seiner Kavalleriedivision sich marschfertig machen. Es waren lauter Virginia-Reiter, wilde, verwegene Gesellen, die mit ihren Pferden eins schienen.

Als das Regiment sich formiert hatte, erschien Mrs. Batsford und setzte sich mit General Stuart an die Spitze. Als man eine halbe Stunde scharf geritten war, wurde Halt gemacht. General Stuart befahl, die Mäntel umzudrehen; das blaue Futter wurde zu oberst gefehrt, und so konnte, begünstigt von der Dunkelheit der Nacht, die Truppe bei flüchtigem Hinschauen als eine unionistische gelten.

In der Vorpostenlinie der Unionisten angekommen, gab der General kaltblütig Losung und Feldgeschrei, die ihm die Spionin mitgeteilt hatte. Dem Offizier der Feldwache, bei der das Regiment passierte, teilte Stuart kurz mit, daß er mit seinen Reuten einen längeren Rekognoszierungsritt außerhalb der Vorposten unternommen habe, von dem er jetzt zurückkehre.

Die kühnen Reiter atmeten auf. Der schwierigste Teil des waghalsigen Unternehmens war geglückt. Man war innerhalb der feindlichen Stellung, ohne daß die feindliche Truppe irgend welchen Argwohn erregt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schild des Achilles.

Eine Humoreske von F. Turba.

Nicht wahr, Ernst, heuer fahren wir aber doch endlich einmal in die Alpen, ins Salzkammergut?“ fragte die würdevolle Frau Professor Müller ihren Gatten, als er zu Mittag aus der Stube heimkehrte und auf einem Stuhle vor dem gedeckten Tische Platz nahm.

Das freundliche, wohlgefällige Rächeln, welches in dem Antlitze des Professors hervorgetreten war, als er auf dem Tische sein Leibgericht erblickte, verschwand wieder schnell, als er diese Frage vernahm und unmutig, fast unwirksam antwortete er:

„Aber, liebes Kind, Du weißt doch, daß ich mit Arbeit überbürdet bin und gerade die Zeit der kommenden Ferien dazu benötigen möchte, um endlich einmal mein längst begonnenes Werk über den „Schild des Achilles“ zu Ende zu führen.“

„Du hast mir aber die Reise schon längst versprochen und jetzt schließt Du sie immer von Jahr zu Jahr hinaus und entschuldigst Dich stets mit Deinen Arbeiten. Es wäre ja doch auch für Dich nur gut, wenn Du einmal für einige Wochen Deine Bücher beiseite legst und Dich an der schönen Natur erfreuen würdest.“

„Da hast Du schon recht, liebe Hilba, aber Du weißt ja, daß ich doch einmal mein Werk zum Abschluß bringen muß. Denke Dir nur, erst vorgestern hat sich der Herr Inspektor wohlwollend nach dem Stand meiner Arbeit erkundigt. Du wirst wohl einsehen, daß ich den „Schild des Achilles“ —“

„Was geht mich Dein „Schild des Achilles“ an,“ unterbrach ihn aufgeregt Hilba, „immer verschanzest Du Dich hinter dem „Schild des Achilles“, wenn ich mich mit einer Bitte an Dich wende. Mit diesen alten Heiden giebst Du Dich das ganze Jahr ab und für mich findest Du nicht einmal so viel Zeit, um mit mir für einige Wochen ins Salzkammergut zu reisen. Ach, wenn ich Deine Herzlosigkeit früher geahnt hätte!“

Ein hervorbrechender Tränenstrom unterbrach ihre Rede und meinentlich ließ sie sich auf den Divan nieder, während Ernst unruhig und verlegen auf seinem Stuhle hin und her rückte, sich aber wohlweislich hütete, ein Wort zu entgegnen und vorherhand wartete, bis der Tränenquell wieder versiege. Als dies geschehen war, lenkte er gleichgiltig das Gespräch

auf andere Dinge und auch Hilba erwähnte vorläufig nichts mehr von ihrem Wunsche, sondern begnügte sich für heute damit, den Kampf um die Reise ins Salzkammergut mit zwei wirksamen Mitteln, der Leibspeise und den Tränen, eröffnet zu haben und befiel es sich für später vor, noch andere sicher wirkende Mittel ins Treffen zu führen und das Herz ihres Gatten vollends zu erweichen. Denn daß die Reise heuer gemacht werden mußte, stand bei ihr fest.

Ihre Freundin, die Frau Landesgerichtsrätin, hatte ihr schon oft von den Schönheiten der Alpenlandschaften, den reizenden Seen, den schäumenden Wildbächen, den grünen Almen und glitzernden Schneefeldern erzählt und sie erst jüngst wieder gestagt: „Nun, Frau Professor, heuer werden Sie doch auch die Alpen aufsuchen?“

„Ja freilich,“ war ihre vorschnelle Antwort gewesen und jetzt mußte sie wohl sorgen, daß sie nicht zur Lügnerin würde und alle Hebel in Bewegung setzen, um ihren Plan durchzuführen und einer Verwirklichung entgegenzuführen.

Und wirklich gelang es auch diesmal, wie schon in vielen anderen Fällen vorher, der besseren Egehälte des Professors, in diesem Kampfe über ihren Gatten, der schon beim ersten Anstürme müde gemacht und in seinen festen Vorsätzen, sich während der Ferienzeit ganz auf den „Schild des Achilles“ zu werfen, bedeutlich erschüttert worden war, schließlich doch den Sieg davonzutragen. Zwar wurde es dem Gelehrten sehr schwer, sich von seinem begonnenen Werke für einige Wochen zu trennen und nur ungern gab er seine Zustimmung zu der Reise ins Salzkammergut, doch als er zwei Wochen danach mit seiner Hilba im Eisenbahnwagen saß und das schnaubende Dampfroß sie immer weiter von der stauberfüllten Hauptstadt entfernte, da schwand sein Unmut und sein Unbehagen immer mehr und mehr und er betrachtete mit immer größerem Wohlgefallen die grünen Felder, die waldbedeckten Hügel und Berge, vor welchen der Zug wie im Fluge vorüberlief. Und je näher sie dem gemaltigen Gebirge kamen, welches das Ziel ihrer Reise bildete, als schon hier und da ein tiefblauer Berggipfel vor ihren Augen auftauchte und über die Hügelketten ins Flachland hereinblickte, desto fröhlicher wurde der Professor, desto mehr schwand die Erinnerung und Sehnsucht nach dem zurückgelassenen „Schild des Achilles“, und der alte Frohsinn und die alte Jugendlust, die ihn einst als sorglosen Jüngling erfüllt hatten, erwachten wieder in seinem Herzen.

In fröhlichem Geplauder mit seiner Gattin enteiften ihm rasch die Stunden, während das Dampfroß bereits auf österreichischem Boden zwischen feindlichen Felswänden dahinkutschte.

Abends, als die Nacht sich schon langsam auf die Erde herabsenkte, kamen sie in Salzburg an. In dieser Stadt, die wegen ihrer schönen Lage berücht war, wollten sie die Nacht und den nächsten Vormittag verbringen und darauf ihren Weg weiter fortsetzen.

Als sie den Zug verließen, brannten in der Stadt bereits die Laternen und ihre erste Sorge war es daher, ein Hotel aufzusuchen, indem sie übernachteten könnten. Schnell stiegen sie mit ihrem Gepäck in eine der Droschken, welche vor dem Bahnhofe standen, und wurden in wenigen Minuten vor ein vornehmes Hotel geführt, welches den Titel „Zum schwarzen Bären“ führte.

Als der Wagen vor dem Tore des Hotels hielt, sprang der Koffelkoffer behend von seinem Siege herab, um die Wagentüre zu öffnen, und während er mit der einen Hand der Frau Professor beim Verlassen der Droschke beifällig zu sein suchte, hielt er die andere ausgefreckt ihrem Gatten entgegen, um in zarter und bescheidenen Weise anzudeuten, jener kleinen Gabe nicht zu vergessen, die man in den österreichischen Landen als „Trinkgeld“ bezeichnet.

Herr Müller verstand jedenfalls diese sinnige Andeutung nicht, oder er überfah ganz die ausgefreckte Hand, da er beim Aussteigen aus dem Wagen seine Blicke auf das schön gebaute Hotel richtete und einer alten Gewohnheit folgend, die Zahl der Fenster in der untersten Reihe zählte.



„Zehn Stück,“ murmelte er bei sich, als er mit seiner Gattin in das Haus eintrat, während der fundige Koffelkoffer ihm enttäuscht eine Weile nachblickte und dann seinem Unmut in kräftigen Worten Luft machte, wobei er die beiden Angekommenen nicht mit den schmeichelhaftesten Titeln bedachte.

„So eine schmutzige Bagage, diese Fremden; nicht einmal ein kleines Trinkgeld können sie einem geben,“ grollte er noch lange, als der Professor mit seiner Hilba bereits in das Hotel getreten war und dort nach einem Zimmer fragte.

Die beiden Angekommenen wurden von einem dienstbesessenen Kellner in das erste Stockwerk hinaufgeführt, und nachdem sie dort einige der unbeflegten Zimmer besichtigt hatten, entschieden sie sich für ein kleines, bequem eingerichtetes Gemach, dessen Fenster in den Hofraum hinausgingen. Da sie von der langen Bahnfahrt ganz ermüdet und erschöpft waren, beschloßen sie, gleich im Zimmer zu bleiben, hier das Abendessen zu sich zu nehmen und sich danach zur Ruhe zu legen. Als der Professor seinen Ueberrock abgelegt hatte und sich behaglich auf einen Stuhl niederlassen wollte, fragte ihn plötzlich Hilba:

„Du, Ernst, Du hast doch die Ansichtskarten, die wir in der Station R. zu Mittag schrieben, dort gleich ausgegeben?“

„Die Ansichtskarten — ich weiß wirklich nicht — ich werde gleich schauen.“

Bewirrt griff der Gefragte, dem es in seiner Erinnerung aufzubämmern schien, daß er wieder einmal mehr an den „Schild des Achilles“ als an die Dinge der Wirklichkeit gedacht habe, in die Seitentasche seines Rockes und zog in der Tat die Postkarten heraus, die Hilba schon längst an ihrem Bestimmungsorte in der Hauptstadt angelangt wädhnte.

„Aber, Ernst, Du bist doch ein furchtbar zerstreuter Mensch,“ begann Hilba ihre Straipredigt, als ihr Gatte ihr mit einer Armenföndermienne die Beugen seiner Betgeßlichkeit entgegenhielt. „Dir kann man doch garnichts auftragen. Es lag mir soviel daran, daß gerade die Frau Landesgerichtsrätin noch heute abend die Karte von Regensburg erhalten sollte. Aber vielleicht kömmtst Du die Karten schnell zum nächsten Briefkasten hinuntertragen, damit sie, wenn es möglich ist, noch heute abend oder doch wenigstens morgen in der Frühe mit dem ersten Zuge von hier abgehen. Die Frau Landesgerichtsrätin wird freilich spöttlich lächeln, wenn sie auf der Ansichtskarte von Regensburg den Poststempel von Salzburg entbedt.“

„Du hast recht, liebes Kind, ich werde gleich Deinen Wunsch besorgen,“ antwortete der schuldbeladene Gemann, ergriff schnell seinen Hut und eilte von dannen.

„Aber nimm Dir doch Deinen Ueberrock mit, Ernst, Du wirst Dich ja in der kühlen Nachtlust erkälten!“ rief Hilba ihm noch nach, doch ihre Worte verhallten ungehört, denn der Professor hatte bereits hinter sich die Türe zugeschlagen und stand draußen am Gange.

Bevor er über die Stiegen hinabpolterte, blickte er noch nach der Nummer des Zimmers.

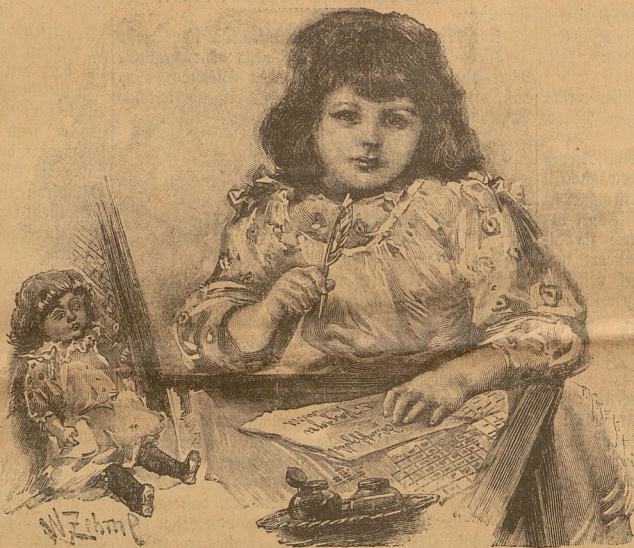
„Achzehn,“ murmelte er bei sich, nachdem er gelesen hatte, „achtzehn, ah, achtzehn ist ja die Nummer des Gefanges, in welchem Homer den „Schild des Achilles“ beschreibet. Diese Zahl werde ich mir schon merken.“

Dieser unbedeutende Umstand reichte schon hin, in ihm die Erinnerung an sein dahem zurückgelassenes Werk wieder wachzurufen. Vor seinem Geiste tauchte der „Schild des Achilles“ auf und, als er über die Treppe hinabgeißelt war und drunten auf der StraÙe stand, dachte er garnicht mehr an den Auftrag seiner Gattin und die Postkarten, die er mechanisch in den

Händen hielt, sondern alle seine Gedanken und Erwägungen beschäftigten sich wieder mit dem Schilde des alten Griechenhelden.

So irrte er achlos, als ob er durch die wohlbekanntesten Straßen der Hauptstadt wanderte, ganz in Gedanken versunken durch die menschenleeren Gassen der Stadt dahin. Eine Viertelstunde mochte er so traumverloren dahingeschritten sein, als ihn die kühle Nachtlust, die er bei seiner leichten Kleidung um so leichter fühlen konnte, aus seinen Träumen riß und in die rauhe Wirklichkeit zurückführte. Einen Augenblick blieb er stehen, griff sich nach dem Kopfe und sah dann auf seine durch die Kälte etwas starr gewordenen Finger herab, mit denen er noch immer krampfhaft die Ansichtskarten unklammerte, und schien sich allmählig wieder bewußt zu werden, weshalb er denn eigentlich auf die StraÙe herabgegangen sei. Schnell eilte er auf einen in der Nähe befindlichen Briefkasten zu und entledigte sich der lästigen Ansichtskarten.

Erleichtert atmete er auf, als er seine unbequemen Schutzbesohlen im Postkasten verschwinden sah und wandte sich dann wieder um, um ebenfalls ins Hotel zu seiner Hilba zurückzukehren. Aber o Schreck!



Wundzettel an das Christkind.

Jetzt entbedte er erst, daß er garnicht auf den Weg geachtet hatte und nicht wußte, in welcher Richtung das Hotel zu finden sei. Einige Augenblicke blieb er stehen und überlegte, was zu beginnen sei. Aber kein rettender Gedanke kam ihm in den Sinn und vergebens sann er nach einem Ausweg aus seiner verzweifeltsten Lage.

Während er hilflos suchend nach einem menschlich fühlenden Wesen umherpähte, bog um die nächste StraÙenecke ein Schutzmann und kam langsam Schrittes dem Unglücklichen entgegen. Wie einem Engel, der zu seiner Rettung gesendet sei, stürzte der hilflose Gelehrte dem Herbeikomenden entgegen, um an ihn die Frage zu richten, wo die Gasse liege, in der sich das gesuchte Hotel befand.

Kaum hand er nach Atem ringend und schnaufend vor dem Schutzmann, da fuhr ihm blitzschnell der Gedanke durch den Sinn, daß er ja eigentlich den Namen der Gasse garnicht wisse, um die er jetzt fragen wolle. Bllig niedergeknietert über diese neue Entbedkung und verwirrt stammelte er die Worte hervor:

„Bitte, könnten Sie mir vielleicht sagen, wo — wissen Sie nicht, wo das Hotel dieser Stadt liegt?“

„Das Hotel dieser Stadt?“ fragte der Schutzmann und betrachtete erstaunt den Professor, der ihm nicht recht bei Troste zu sein schien. „Das Hotel

dieser Stadt?“ wiederholte er und fuhr dann fort: „Ja, wir haben hier nicht bloß ein einziges Hotel in unserer Stadt, sondern sehr viele; da müssen Sie sich schon etwas deutlicher ausdrücken.“

„Nun, ich meine das Hotel zum — zum — Himmel, auch dieser Name war dem vom Unglück Verfolgten entfallen. — „ich glaube nämlich, ich meine das Hotel mit den zehn Fenstern in der untersten Reihe.“

Das Erstaunen des Schutzmannes war bei diesen Worten nur noch größer geworden und kopfschüttelnd antwortete er:

„Mein lieber Herr, wir pflegen hier die Gasthäuser und Hotels nicht nach der Zahl der Fenster, sondern nach dem besonderen Namen zu unterscheiden, welchen sie besitzen. Da haben wir zum Beispiel das Hotel „Zum Königse“, das „Zum weißen Hirs“, „Zum schwarzen Ochsen“ —

„Das wird es sein, welches ich meine,“ unterbrach ihn bei diesem Namen der Professor, „Zum schwarzen Ochsen“, ja, ein solches Vieh war es schon. Es wird schon das sein, welches ich suche.“

„Nun, das Hotel „Zum schwarzen Ochsen“ ist in der zweiten Duergasse, die von dieser StraÙe rechts abzweigt, zu finden.“

Kopfschüttelnd blickte der Schutzmann dem sonderbaren Fremden, der sich mit den höflichsten Dankesworten entfernte, eine Weile nach und setzte dann gemächlich seinen Weg weiter fort. Herr Müller aber eilte hocherfreut, daß er so schnell aus seiner peinlichen Lage befreit worden war, in der angegebenen Richtung von dannen und stand in kurzer Zeit vor dem Hotel „Zum schwarzen Ochsen“. Aufmerksam betrachtete er, bevor er durch das Hausor eintrat, das Gebäude, zählte die Fenster der untersten Reihe und fand, daß es wirklich zehn seien.

Es gab für ihn jetzt keine weiteren Zweifel, daß er vor dem Hotel stehe, in dem er das Zimmer bestellt hatte. Es war ja auch hier das Hausor nicht in der Mitte des Gebäudes, sondern an der rechten Seite, und daß ihm dies schon bei seinem ersten Eintritt in das Gebäude aufgefallen war, daran konnte er sich noch genau erinnern. Der Unglückliche ahnte also nicht, daß er in ein fremdes Haus eintrat und daß er beim „Schwarzen Bären“ und nicht beim „Ochsen“ sein Zimmer gemietet habe.

Die gleiche Bauart der Häuser täuschte ihn über seine letzten Bedenken hinweg und daran dachte er jedenfalls nicht, daß es in alten Städten nicht selten vorzukommen pflegt, daß Häuser, die von einem und demselben Baumeister errichtet wurden, oft nach dem gleichen Plane erbaut werden, zumal wenn sie, wie in diesem Falle, zu dem gleichen Zwecke bestimmt sind. Und so ist es nicht zu verwundern, daß er, als er droben im ersten Stocke auch vor einem Zimmer Nummer achtzehn stand, gar keine weiteren Zweifel mehr hegte und meinte, wieder glücklich bei seiner Hilba angekommen zu sein.

Er war bereits auf eine strenge Gardinenpredigt gefaßt, mit der ihm seine Gattin wegen seines langen Ausbleibens empfangen würde. Schüchtern drückte er darum auf die Türklinke und trat in ein stockfinstres Gemach.

Eine Weile blieb er überrascht stehen, dann dachte er, daß Hilba jedenfalls erzürnt über sein langes Ausbleiben seine Rückkehr nicht abwarten wollte, sondern allein das Abendessen zu sich genommen und sich danach zur Ruhe begeben habe.

„Wenn sie mir wenigstens etwas vom Nachessen übrig gelassen hätte,“ sprach Professor Müller bei sich, denn sein Magen knurrte bereits gewaltig und sein Hunger war durch das Herumirren in den StraÙen nur noch größer geworden.



Reise strich er ein Zündhölzchen an und zündete mit diesem die auf dem Tische stehende Kerze an. Als der milde Schein der Kerze das Gemach erhellte, blickte er vorsichtig nach der Lagerstätte, um zu sehen, ob Hilba schon schlafte. Aber welches Blendwerk der Hölle bot sich seinen entsetzten Blicken dar! Aus dem Bette blickte ihm das härtige Antlitz eines friedlich schlummernden Mannes entgegen.

Einen Augenblick war der Professor bei diesem Anblick wie versteinert und konnte sich keinen Schritt von seinem Standplatz bewegen.

Da sollte seine Hilba seine Abwesenheit dazu benützt haben, um — er vermochte diesen Gedanken nicht weiter zu verfolgen; nein, es war nicht möglich; daß sie so treulos an ihm gehandelt hatte; dies konnte nicht sein, es war der Unbekannte jedenfalls ein Einbrecher, ein Räuber, der während seiner Abwesenheit seine schuglose Gattin überfallen hatte.

Während stürzte Herr Müller, als er seine Fassung wieder erlangt hatte, auf den ahnungslosen Schläfer zu und suchte ihn zu fassen und zu würgen, wobei er laute Hilferufe ausstieß.

Der auf so unsanfte Weise in seinem Schlummer Gestörte — es war dies der Brauereiführer Blümelmeier aus München, der gleichfalls abends in Salzburg angekommen war und im Hotel „Zum schwarzen Bären“ dieses Zimmer gemietet hatte — warnte anfangs, bevor er sich recht gefammelt hatte, erschreckt auf den vor seinem Lager liegenden, seltsamen Fremden, sprang dann mit einem schnellen Satz aus seinem Bette heraus und umklammerte den Professor, in dem er seinerseits auch einen Einbrecher und Räuber vermutete mit seinen kräftigen Fäusten und drückte ihn schnell zu Boden, wobei er laute Rufe, wie: „Zu Hilfe! Räuber! Diebe!“ ausstieß.

Von allen Seiten kamen auf das Geschrei und den Lärm die Hotelbedienteten und Kellner herbeigelaufen und blickten erstaunt und verwundert auf die seltsame Gruppe. Stolz, als ob er einen berechtigten Einbrecher und längst gefuchten Mörder ergriffen hätte, übergab Blümelmeier den Herbeigekommenen seinen Gefangenen, der unter den kräftigen Fäusten des Bierbrauers seinen Widerstand bald aufgegeben hatte, willenlos alles Weitere über sich ergehen ließ und nur zuweilen in die Worte ausbrach:

„Was ist mit meiner Hilba? Wo habt Ihr sie hingebracht? Was will dieser Fremde in meinem Zimmer?“

Mitleidig betrachteten die Hotelbedienteten den Ergriffenen, den sie eher für einen Irrsinnigen, als einen gefährlichen Einbrecher hielten, und übergaben ihn einem herbeigekommenen Schutzmann, dem man den Vorfall schnell auseinander gesetzt hatte.

Professor Müller wurde nun auf das Polizeikommissariat gebracht und dort einem kurzen Verhör unterzogen. Da er seinen Namen und Stand nicht beweisen konnte — er hatte keine Papiere nämlich in seinem Ueberrocke aufbewahrt, den er beim Fortgehen aus dem Hotel nicht mitgenommen hatte — so mußte er sich dazu bequemen, auf der Polizeiwachstube zurückzubleiben und hier den nächsten Tag abzuwarten, der Licht in diese dunkle Angelegenheit bringen sollte.

Nach all den Aufregungen und Erlebnissen des Tages sank der Unglückliche wie gebrochen auf das Lager, welches man ihm angewiesen hatte, und fiel in einen tiefen, wohlthätigen Schlummer.

Während diese Ereignisse sich abspielten, verbrachte Hilba qualvolle Stunden der Angst und Besorgnis. Als ihr Gatte sich mit den Postkarten entfernt hatte und im Verlaufe einer Viertelstunde nicht zurück kam, wurde sie schon von Unruhe ergriffen und konnte sich sein langes Ausbleiben durchaus nicht erklären. Es war doch sonst nicht seine Gewohnheit, auf der Straße müßig stehen zu bleiben und jede Kleinigkeit zu begaffen; einen Bekannten konnte er in der wildfremden Stadt nicht getroffen haben, was war es also, das ihn so lange auf der Straße zurückhielt? Als aber Viertelstunde um Viertelstunde verrann und der Erwartete nicht erschien, wurde Hilbas Sorge und Unruhe von Minute zu Minute größer. War Ernst auf der Straße vielleicht ein Unglück widerfahren? Er war etwa gar in seiner Kurzsichtigkeit von einem Wagen niedergestoßen und überfahren worden!

Angsterfüllt sprang sie schon auf, um hinauszuweichen und bei der Polizei nachfragen zu lassen, ob man nicht einen Verunglückten eingebracht habe, doch kaum hatte sie sich erhoben, so sank sie willenlos wieder auf ihren Stuhl zurück und brach in lautes Schluchzen aus. Nein, sie wollte lieber doch noch warten, vielleicht würde er noch kommen. Oder sollte er sie gar zur Strafe, weil sie so hartnäckig auf das Unternehmen der Reise gebrungen hatte, hier allein, schutzlos in der fremden Stadt zurückgelassen haben?

Nein, das war nicht möglich, ihr Ernst konnte sie nicht im fremden Lande allein stehen gelassen haben, auch wenn sie es noch so sehr verdient hätte. Er war doch sonst so gut und nachsichtig, daß sie ihn gewiß nimmer mit einer Bitte so quälen und ihn niemals wieder vom „Schilde des Achilles“ weg in die Alpen scheuchen würde. Als aber bereits über eine Stunde verfloßen und der sehnsüchtig Erwartete nicht zurückgekehrt war, konnte sie ihre Angst nicht länger bemeistern und sie machte von dem langen Ausbleiben ihres Gatten dem Hotelbesitzer Mitteilung. Dieser suchte sie zu beruhigen und meinte, daß man wegen der bereits vorgerückten Nachtstunde nichts mehr beginnen könne, versprach ihr aber, sich gleich am nächsten Morgen an die Polizei zu wenden und die nötigen Schritte zu einer Auffindung des Vermissten zu veranlassen.

Durch diese Worte wurde Hilba einigermaßen beruhigt und es sentte sich endlich auch auf ihre Augenlider süßer Schlummer herab und befreite sie für einige Stunden von ihren Sorgen und ihrem Kummer.

Als sie frühmorgens erwachte und fand, daß Ernst noch immer nicht zurückgekommen sei, wandte man sich jetzt gleich an die Polizei und erfuhr dort, daß im Laufe der Nacht wirklich ein Mann, der sich als Professor Müller ausgabe, eingebracht worden sei, da er bei einem gefährlichen Einbruche in einem Hotel ergriffen worden war.

Diese Nachricht erhöhte Hilbas Verzweiflung und Aufregung. Sie konnte es gar nicht fassen, daß man ihren Ernst als Einbrecher verhaftet haben sollte und elte selbst auf die Polizeiwachstube, um sich zu überzeugen, ob der ergriffene Einbrecher ihr Gatte sei oder nicht.

Als sie hier ihr Begehren vorgebracht hatte, wurde sie in die Zelle geführt, wo Professor Müller noch in tiefem Schlummer auf seinem harten Lager lag und von dem „Schilde des Achilles“ träumte. Mit einem lauten Aufschrei stürzte Hilba, als sie in dem Gefangenen ihren Ernst erkannte, auf das Lager zu und riß mit diesem Schrei ihren friedlich schlummernden Gatten aus seinen Träumen.

Verwirrt rief sich der Professor anfangs die Augen und blickte verwundert in der engen Zelle umher, bis allmählig die Ereignisse des Vorabends in seine Erinnerung zurückkehrten und er von seinem Lager aufsprang und seiner wiedergefundenen Hilba entgegenstürzte und

in den Armen lagen sich beide
Und weinten vor Schmerzen und Freude.

Bald war das ganze Mißverständnis aufgeklärt und Professor Müller wurde in Ehren aus seiner Haft entlassen. Schleunigst kehrte er mit seiner Gattin in das Hotel „Zum schwarzen Bären“ zurück, um der Stadt, in der ihm soviel Jertum und Unglück begegnet war, sobald als möglich den Rücken zu kehren.

Nie wieder, gelobte er sich, würde er in die Alpen zurückkehren, und auch seine Hilba nahm sich fest vor, niemals in ihrem Leben mehr mit einem so zerstreuten Manne eine Reise zu unternehmen, wenigstens nicht früher, als bis das Werk über den „Schild des Achilles“ vollendet sei.

Der Orkan in Westindien.

Über den Ozean in Westindien, der, wie erinnerlich, Mitte August Yamaka mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit überfiel und arg verwüdete, kommt ein neuer anschaulicher Bericht auch von Haiti aus Aug. Cayes von dem Kapitän des Dampfers „Marfomania“ der

Hamburg-Amerika-Linie. Das Schiff war am 8. August auf der Reede des Hafens bei schönem Wetter vor Anker gegangen. Das Barometer zeigte außer seinen gewöhnlichen täglichen Schwankungen nichts besonderes, und Land- und Seebriise setzten regelmäßig ein. Auffallend war nur eine eigenartig dunstige Luft, welche die Konturen von Vache Island und die hoch hinter Aux Cayes aufragenden Wornen nicht so scharf hervortreten ließ, als man das sonst in den Tropen gewöhnt ist. Am folgenden Tage wurde die Luft noch dunstiger; sonst zeigte sich aber nichts merkwürdiges. Wieder einen Tag später, am 10., frischte morgens der Wind stark auf und blieb nördlich stehen. Das Barometer fiel langsam, die Luft war dunstig wie an den vorigen Tagen, die See erschwerte das Laden, obgleich der Wind über Land wehte. Indessen änderten sich diese Anzeichen eines nahenden Unwetters noch einmal, und erst nachmittags 4 Uhr legten sie mit verstärkter Kraft von neuem ein. Der nördliche Wind war von Regenböden begleitet, das Barometer fiel weiter, die Luft hatte ein drohendes Aussehen. Um 9 Uhr abends waren die letzten drei Leichter, aus denen die „Marfomania“ ihre Ladung übernahm, leer, konnten nun aber wegen zu hoher See und Brandung nicht mehr an Land zurückkehren, sondern mußten in See der „Marfomania“ liegen bleiben. Ebenso ging es einer Motorbarfaffe der Hamburg-Amerika-Linie. Die Befragung aller vier Fahrzeuge ging an Bord des Dzeandampfers.

Zu der Nacht zum 11. August kam der volle Ausbruch des Orkans, in dessen Peripherie die „Marfomania“ geraten war. Schnell aufeinander folgten orkanartige Böden mit wolkenbruchartigen Regen und schweren elektrischen Entladungen. Der zweite Anker wurde fallen gelassen. Drei der längsseit liegenden Leichter brachen los und trieben in die Brandung. Der Wind hatte rechts herum nach Osten gedreht, so daß die Fahrzeuge längsseit keinen Schutz mehr hatten. Die Motorbarfaffe kam in die größte Gefahr, vollzuschlagen und zu zertrümmern. Der dritte Leichter, welcher das Deck der Barfaffe bedrohte, mußte losgeworfen werden und trieb ebenfalls in die Brandung. Alsdann wurde die Barfaffe hinter das Deck der „Marfomania“ gelegt, wo sie verhältnismäßig ruhig in dem starken Seegang reiten konnte. Da sich die Befragung der Barfaffe und der Leichter an Deck gestrichelt hatte, so gingen Menschenleben nicht verloren. Nur der erste Offizier, der eigenhändig die Trosse in der wild arbeitenden Barfaffe festmachte, da die Mannschaft sich nicht hinunterwagte, erhielt eine harte Kontusion des Rückens. Die Nacht über befand sich der Kapitän mit einem Offizier auf der Brücke, Ruders- und Ankerpill waren besetzt und die Maschine auf Achtung gestellt, um, falls die Ketten gebrochen wären oder die Anker hätten geschluppt werden müssen, sofort in See gehen zu können. — Am 11. August um 10 Uhr morgens hatte das Unwetter, nachdem der Wind nach Südwest herumgegangen war und das Barometer wieder langsam zu steigen angefangen hatte, so weit nachgelassen, daß man ohne Gefahr in einem Boote durch die Brandung mit Land in Verbindung treten konnte. Im Land sah es wüst aus. Der Fluß hatte die Barre durchbrochen und wälzte sich reißend, sichtbar wie auf einer geneigten Ebene, in die Bai. Dabei ist eine Menge des aufgeschwemmten Blauholzes fortgeschwemmt worden. Die meisten kleinen Schoner und Leichter lagen entweder hoch an Land oder gesunken in der Brandung. Ein großes eisernes Haus war vollkommen platt auf die Seite geworfen, und was dergleichen Unfälle mehr waren.

Spruch

Ein junger, aber feuriger Wein
Wird im Alter milder und milder sein;
Was aber ein Krüger von Anfang war,
Wird herber und herber von Jahr zu Jahr! —
So wass zu allen Zeiten
Bei den Weinen wie bei den Leuten.

G. S.

Sing' mir ein Lied!



Sing' mir ein Lied, dem Friedenlosen,
Der keine sel'ge Ruhe kennt;
Der selbst beim Scherzen, selbst beim Kosen
Von selb'ner Ungehebel entfreimt.

Sing' mir ein Lied! Dann süß' ich wieder
Die heiße Stirne in die Hand;
Und Deine süßen, kleinen Lieder,
Sie führen weit mich weg ins Land.

Dann dehnen mächtig sich die Arme,
Dann packt es mich so heiß und wild;
Nun seh' ich abseits von dem Schwarme,
Nun seh' ich erst mein eigen Bild.

Jetzt kann ich, was ich mächtig wollte,
Jetzt will ich, was ich mächtig kann!
Das Leben, das so schwer mir grolle,
Ich faß' es jetzt viel fester an.

O hör' nicht auf! Dollenke keines!
Lag mich Dich hören immerzu!
Sing' mir ein Lied! Noch eins, noch eines!
Gibt es nicht Glück, läßt es mir Ruh'.
felix Hirsch, Berlin.

Vermischtes.

Die **Erstschiffe** für die Südpolar-Expeditionen. Von den Erstschiffen der Südpolar-Expeditionen der Engländer und Schweden erhält das „Bureau Neuter“ einige Nachrichten. Aus Hobart, Tasmanien, wird vom 30. Oktober gemeldet: Die „Terra Nova“ das Erstschiff für die Expedition an Bord der „Discovery“, ist hier nach einer prächtigen Fahrt von 65 Tagen angekommen. Würdlich von Socotra wurde sie von Kriegsschiffen mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 Knoten bugiert. Den Meist der Reise lud sie mit Dampf und Segel mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 115 Knoten täglich. Man hatte unterwegs schönes Wetter, nur nicht beim Kap Verwin, wo infolge heftiger Stürme die Decke ständig überflutet waren und ein Boot getrimmt wurde. Die „Terra Nova“ aber erwies sich als vorzügliches Seeschiff und hat reichliche Kohlenvorräte. Die Gesundheit der Mannschaft ist gut. Sie wartet in Hobart auf den „Morning“, der jetzt auf dem Wege von Vytkeiton ist und täglich erwartet wird. Welche Schiffe werden in der ersten Dezemberwoche zusammen abfahren. — Das schwedische Erstschiff „Frits Hof“ unter dem Befehl des Kapitäns Öndin von der schwedischen Marine kam am 30. Oktober in Buenos-Ayres an. An Bord ist alles gesund. Nach dem jetzigen Programm wird der „Frits Hof“ von Buenos-Ayres nach Punta Arenas und von dort nach Ensenada gehen, wo, wie man hofft, die Winterstation der „Antarktis“, des Schiffes Dr. Nordenfjöhds ist.

„**Nur der Vater.**“ Ein komischer Zwischenfall ereignete sich kürzlich bei einer Taufe in einer lombardischen Vorstadt. Der Gefährliche war offenbar nicht ganz mit dem einen Katen zufrieden und machte seinem Mißfallen in den nicht sehr freundlichen, aber wahrheitsgemäß wohlbegründeten Worten Luft: „Sie sind zu jung, um Katen zu fressen.“ Der also angeregte Säugling erwiderte beiseiten: „Bitte sehr, ich will auch gar nicht Katen fressen; ich bin nur der Vater.“

Ein **dreijähriges Wunderkind**. Aus London wird dem „Figaro“ berichtet: London ist erfüllt von dem Ruhm eines dreijährigen Wunderkinds. Graf Sebastian Mogill, das in einem Konzert im Alexandra-Palast sich sowohl als Violinist, wie auch als Organist vorgestellt hat. Man behauptet namentlich, daß das kleine Wunderkind den Marsch aus „Tannhäuser“ mit außerordentlichem Schwung gespielt hat. Das Kind hat auch „Wunderbares in Kompositionen geleitet, und es studiert vom Morgen bis zum Abend, um in seiner Kunst vorwärts zu kommen.“ Ob ihm auch Zeit zum Spiel bleibt?

Ein **Schlafschreck im Bärengraben**. Vor einigen Tagen, so berichtet der „Vöner“, näherte sich ein eben aus der Strafankalt Thorberg entlassener Sträfling, der nach Bremen gekommen war und seine wiedergewonnene Freiheit allsehr mit dem Becher gefeiert hatte, der Mauer des Bären Bärengrubens. Die dortigen Gejellen der Abteilung für die jungen Bären, die auf der Tanne sich schlafen gelegt hatten, wurden durch einen plötzlichen schweren Fall aufgeschreckt. Der Mann hatte sich über die Brüstung gelehnt, und war wie ein Kartoffelsack in den Zwinger hinuntergefallen. Er schaute verwundert um sich. Die jungen Bären hatten Neugier auf die Spitze des Baumes genommen, und als der Betrunkene keine Gefahr mehr wahrnahm, legte er sich unter der Tanne zu diesem Schlummer hin. Vor Tagesanbruch erwachte er und erkannte seine gefährliche Lage. Er wendete sich nach dem Gitter am vorliegenden Teil des Gebäudes, kletterte dort auf die Mauer und heulte wie ein Weisener. Wenn die einundzwanzig Monate alten Bären im Jugendalter nicht blutigerig gewesen wären, so wären es um so mehr die großen Bären auf der anderen Seite des Grabens, die sich aufdrückten und mit ausgestreckten Zehen ihr Opfer zu fassen suchten. Die alte, 23jährige Bärenmutter, die schon einmal, vor etwa sieben Jahren, Menschenfleisch gefressen hat, stießte mit den Zähnen und die drei anderen Besseren flurrten mitleidig. Als der Bärenmutter Bigler vom Innern des Zwingers aus mit der Leiter zu Hilfe kam, da war der Mann auf der Mauer beinahe ohnmächtig. Der Wärter holte ihn herunter und sperrte ihn ein. Der Mann ist ein Arbeiter aus Jähwil und heißt Fritz Moser.

Das **14-jährige Bindumädchen** Rodica ist dieser Tage seiner Schwester Dooctica in den Tod gefolgt. Die beiden Mädchen waren, wie man sich entsinnen wird, zusammengewachsen und wurden im vorigen Jahre durch den Pariser Chirurgen Doyen von einander getrennt. Die Operation war notwendig geworden, da Dooctica in den letzten Stadien der Lungenüberfülle sich befand. Dooctica starb bald darnach. Nun ist auch Rodica im Hospital der „Mamen des Kalvarienberges“ zu Paris derselben Krankheit zum Opfer gefallen.

20 000 **Mark für ein Ohr**. Aus New York wird zu dieser Gelegenheit ergänzend folgendes gemeldet: Ein Deutscher ist von dem Arzt Doktor Nelson unter mehreren hundert Bewerbern ausgewählt worden, um sich sein rechtes Ohr abnehmen zu lassen, das einem vierfachen Millionen an dem Westen angelegt werden soll. Der Mann hat als Gattin ein Schiffbrüchliches erlitten und will mit den 5000 Dollars, die er, wie gemeldet, für sein Ohr erhält, ein neues Restaurant eröffnen. Für den Fall, daß ihn der Dandel noch im letzten Augenblick gereuen sollte, ist ein Ersatzmann in der Person eines bankrotten Wafflers der New Yorker Börse bestellt worden, der durch einen unglücklichen Teilhaber zu Grunde gerichtet wurde. Die Abnahme des Ohres soll bald erfolgen. Vorher hatte das Schlachtopfer, wie man fast sagen möchte, eine Urkunde zu unterzeichnen, worin es seine Einwilligung zur Operation erklärte. Doktor Nelson hat sich schriftlich verpflichtet, die Namen des Verkäufers sowie des Käufers des Ohres geheim zu halten.

Unser Arzt sagt: **Pectal-Süfitend!**
Pectal-Tabletten beseitigen heilbaren Husten, Heiserkeit, Uerschleimung in wenigen Stunden! In Tausenden Familien stets zur Hand. Dankschreiben aus aller Welt umsonst franko. Goldene Medaillen: Berlin, London, Paris Patentamtlich geschützt. Preis Mk. 1. (Best.: Terpin, Bals. Paruic. Ac. benz. Extr. Seneg. ana 1. Sacch. Viol ad. 50. Pigm. 0.005 i. past. 50.) **Nur Apotheke zum Eisernen Mann, Strassburg i. E. S.**

Stannen! Lebensgar phat Berggig. in jed. Bst. Bst. 3M. Duna-Nel. Sbergr. 49.

Zu Geschenken geeignete hoch- eleganter Meßhalten in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Tafelgeschirren, Uhren etc. aus den Pforzheimer Gold- und Silber- warenfabriken bezieht man besonders billig von

F. Todt, Pforzheim.
Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.
Spezialität: Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.

No. 4056. Broche mit echt. Granaten M. 6,50.
No. 3066. Ring 14 karat Gold echter Opal und 12 Diamanten. M. 24,—.
No. 2417 IV. Ring 14 kar. Gold, echter Brillant. M. 29,—.
Reich illust. Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis u. franko. Firma besteht über 40 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. Alte Schmuckkassen werden modern umgearbeitet, alles Gold, Silber und Edelstein nehm in Zahlung.

Echt Harzer Handkäse. Kiste ca. 100 Stück Mark 3,50 franco. Emil Wedde, Wernigerode im Harz.

ist dieser wunderbar sprechende, singende, musizierende Phonograph, denn er kostet mit 6 Stok. 7. Künstlerwalzen nur in eleganter Ausführung auf eleganten Kästen mit 26 cm. großem Trichter; das Beste, was es in Phonographen gibt, mit 6 Stück ff. Künstlerwalzen Mark 13,50.
Elektrische Taschenlampen dauerhaft und unbedenklich.
3 1/2 Volt stark. Stück Mk. 1,50
4 1/2 Volt stark. Stück Mk. 1,75
4 1/2 Volt stark mit Scheinwerfer. Stück Mk. 2,—
Elektrische Radfahrerlampe p. Stok. Mk. 4,85
starke elegante Ausführung
Cataloge gratis und franko.

C. Dilg, Leipzig 2, Carlstrasse 14.

Amoretten-Drehorgel

Mit Glockenspiel u. 16 Stahlstimmen. Nur noch **Mk. 7,90**

folgt diese all- gemein be- liebte Orgel. Sie 16 Stahl- stimmen erzeu- gen eine groß- artige Musik, geeignet zur Unterhaltung ganzer Gesell- schaften. Ueberhaupt ist die Musik in Verbindung mit dem Glockenspiel überaus angenehm. Die Orgel hat 20 x 28 x 18 cm.
Dunderte der neuesten Stücke spielt man mittelst anderswechselbaren Metallnotenbüchlein auf derselben. Die Orgel ist gut und dauerhaft gearbeitet und hält jahrelang. Günstige Preise. In Geschäftsfälle gegen Nachnahme. Bestellen über große Drehorgeln und alle Arten Musikinstrumente gratis und franko.
Heinr. Suhr, Neuenrade 188 (Weisfalen.)

Billigste Bezugsquelle für Cigarren

100 Stück		
3 Pf.-Cigarren	Mark 2.—	2.20 2.40
4 " "	" 2.60	2.80 3.—
5 " "	" 3.40	3.60 3.80
6 " "	" 4.20	4.50 4.80
8 " "	" 5.40	5.60 5.80
10 " "	" 6.50	7.— 7.50

Musterkisten von 100 Stücken, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, stehen zu Diensten. **Carl Streubel, Cigarrenfabrik, Dresden-A., Wettinerstrasse 13, m.** Der neueste illustrierte Preiscaurand wird jedem auf Wunsch franco zugesandt.

Das „schönste“ Gelegenheits- oder Festgeschenk ist:



für Jung u. Alt! Originell! Hochinteressant! Darf in keiner Familie fehlen!
Preisliste: 2.—, 3.—, 4.—, 5.—, 6.—, 10 Mark
Versand per Nachnahme unter Garantie für solide Ausführung.

Versandhaus L. Gottschalk,
Dörrienstrasse 3 Leipzig

Deutsche erstklassige Nähmaschinen, Wasch- maschinen, landwirtschafliche Maschinen auf Wunsch auf Teilzahlung in Anzahlung 6—12 Mk. Abzahlung 4—7 Mk. monatlich. Man verlange Preisliste. **S. Rosenau** Vertreter gesucht, in Hagenburg, 94.

+ Magerkeit. +

Schöne volle Körperformen sind unfer orientalisches Kostgüter, in jede bis zu 100 Pfund schon bis 20 Pfund Zunahme garantiert. Nach ärztlicher Vorberatung. Streng reell. kein Schwindel. — **Hier Paris für die Best. Preis Action Mark 2.—** — **Wohlfühlung** oder **Wohlfühlung** mit Gebrauchsanweisung. **Opfen, Jullian**
D. Franz Steiner & Co.,
Berlin 28, Königgräzer-Strasse 78.

Fabelhaft billig

ist dieser wunderbar sprechende, singende, musizierende Phonograph, denn er kostet mit 6 Stok. 7. Künstlerwalzen nur in eleganter Ausführung auf eleganten Kästen mit 26 cm. großem Trichter; das Beste, was es in Phonographen gibt, mit 6 Stück ff. Künstlerwalzen Mark 13,50.
Elektrische Taschenlampen dauerhaft und unbedenklich.
3 1/2 Volt stark. Stück Mk. 1,50
4 1/2 Volt stark. Stück Mk. 1,75
4 1/2 Volt stark mit Scheinwerfer. Stück Mk. 2,—
Elektrische Radfahrerlampe p. Stok. Mk. 4,85
starke elegante Ausführung
Cataloge gratis und franko.

Kufeke's Kinder- mehl

hervorragend bewährt bei Darmkatarrh, Diarrhoe, Brechdurchfall etc.
Von tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Musikinstrumente u. Saiten aller Art liefert billigst unter Garantie die Fabrik **K. H. H. & M. Sauer,** Markneukirchen i. S. Cataloge frei.

Reiteres.

Des Teufels Profest. Doktor: „Sie machen sich wohl nicht viel aus unsem genüßlichen Stammtisch, daß Sie immer schon um zehn Uhr weggehen, Herr Rat?“ — Rat: „Ja, mein ich mal später heimkomme, ist gleich der Teufel los.“ — Frau Rat: „Gang im Gegenteil, Herr Doktor: ich liege immer schon im Bett und schnarche!“

In den Mitterwochen. Freund (zum jungen Ehemann): „Na, lebst Du denn mit Deiner Frau auch recht glücklich?“ — Junger Ehemann: „Bis jetzt haben wir uns nur einmal gestritten — und das war im Guten!“

Börslich zutessend. Händler: „Neulich besetzte bei mir ein Knecht von der Domäne Klingleben zwei Fuhren Guano — wie ich sie heute hinausbringe, erklärt der Pächter, daß er keinem Menschen einen solchen Auftrag gegeben hätte. Was sagen Sie dazu?“ — Unwilt: „Das ist entsetzliche eine Mistifikation!“

Fergesslich. „Wohin so eilig?“ — „Ach denken Sie nur, diesen Morgen hab' ich in Eile die Betten zusammengeschürtzt und ins Leibhaus getragen, und jetzt eben fällt mir ein, daß mein Hansl noch drin liegt!“

Die diese Männer! „... Sind es froh, Fräulein Nett, daß es net g'heirat' haben, die Männer sind alle nit wert! Sobald der erste Liebesrausch verfliegen is, is nit der Lieb aus und die Rauch faugen an!“

Botanisches. „Sie haben sich sehr verändert, lieber Freund — aus dem jungen Mitterpörn ist mittlerweile ein Hageborn geworden.“ — „Und aus dem Köschen eine Hagebutte.“

Alles umsonst. Offizier (zu einem Reservisten, der einen großen rötlichen Bart trägt): „Sie da, Mann, mit dem roten Bart, etwas zurück!“ — „Dieje Anrede wiederholt sich bei jedem Erzählen vier- oder fünfmal, bis sich der geärgerte Reservemann den Bart abnehmen läßt. (Einen Tag später.) — Offizier: „Sie da, Mann, mit dem abgegrünneten roten Bart, etwas zurück.“

Individuell. Kartoffelheld (der eine böse Frau und eine noch böhere Schwiegermutter dabei hat, als er in das Gefängnis gesperrt wird): „Surra, es lebe die Freiheit!“

Na na! Junge Frau: „Mein Artur ist sehr verliebt! Denken Sie, Papa hat ihm bei Aufzählung der Mitgift einen Tausender zu viel gegeben — und das hat er nicht mal gemerkt!“

Bestreit. Frau: „Da ist eine Todesanzeige von Deinem früheren Schüler Alex Mummel gekommen!“ — Professor: „So, denkt der auch mal wieder an mich?“

Ironische Anerkennung. Tochter (Medizinerin): „Heute habe ich in der Klinik eine Herzkrankheit ausgeführt.“ — Vater: „Alle Wetter, Du wirst's noch so weit bringen, daß Du mir ... einen Knopf amähen kannst!“

Beim Wort genommen. „Schau'n Sie, daß Sie hinauskommen, sonst wert' ich Sie hinaus, Sie schmutzige Barren.“ — „Na, dann kaufen Sie mir vorher wenigstens e Paar Handschuhe ab!“

In Gedanken. Professor (in einen Barbierladen tretend): „Bitte, mich zu rasieren — aber nicht so kurz.“

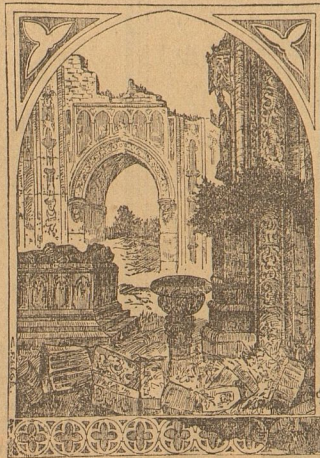
Die Schok'lab'buchstab'n.

Der floane Karl zum Namenstag kriegt allerhand, was er gern mag. Am besten werd eahm g'fallen hab'n Sel' Nama aus Schok'lab'buchstab'n. Da hat er g'f'ndet mit Leib und Seel', 'as K, 'as A, dann 's R und 's L. Und wie zu End' dann war die Freud', Da hat er g'woant als wie net g'scheibt. Er denkt — und rechnet an der Hand — 'S' wollt, i' heißet Ferdinand'!“
(„H. Bl.“)

Erprobte Rezepte.

Schokkische Suppe. Zwei Pfund Rindfleisch werden in passendem Gefäß mit kaltem Wasser übergossen und mit 1/2 Pfund Graupen langsam eine Stunde gekocht. Man fñgt man ein Bündelchen Suppenkräuter, zwei Zwiebeln, zwei in Scheiben geschnittene gelbe und weiße Rüben, auch eine zerhackte Sellerieknolle oder Blätter und Stängel einer solchen, Salz und Pfeffer hinzu, gießt noch soviel Wasser nach, als man Suppe bebarf und läßt langsam fortziehen, bis die Gemüse vollends weich sind. Beim Anrichten entfernt man die Knochen und das Kräuterbündelchen, kräftigt die Suppe mit zwei Teelöffelchen Maggi und gibt sie mit den Gemüsen zu Tisch.

Vexierbild



„So ist der Altersforscher!“

Gedämpftes Rindfleisch mit Kartoffeln. Sechs Portionen. Drei Stunden. Drei Pfund Rindfleisch (am besten sogenanntes Beefsteakfleisch) wird in Scheiben geschnitten, in eine Kasserolle gelegt und mit ein Liter Wasser übergossen, dazu fñgt man zwei bis drei Zwiebeln, zwei bis drei zerhackte Mohrrüben, etwas Pfeffer und Salz und läßt alles langsam 1 1/2—2 Stunden dämpfen. Unterdessen hat man zwei bis drei Pfund Kartoffeln geschält, gewaschen und abgetrocknet, legt sie zu dem Fleisch und dämpft alles zusammen noch eine bis 1 1/2 Stunden, d. h. bis die Kartoffeln zu zerfallen beginnen. Dann schmeckt man das Gericht ab, vollendet es mit zehn bis zwölf Tropfen Maggi's Würze und richtet alles zusammen an.

Schnellerchen. 3/4 Pfund tags vorher gekochte geriebene Kartoffeln, 100 g zu Sahne gerührte Butter und drei Eiböcher nebst dem nötigen Salz werden gut zusammengemührt, dann kleine Schächeln daraus geformt und diese in Mierenfett (schwimmend) ausgebacken. Man tut gut, ein Pfund Mierenfett dazu zu nehmen, denn wenn sie nicht schwimmen, plagen die Schnellerchen auf. Man kann auch das zu Schnee geschlagene Weißer Eier dem Teig beifügen, tut aber dann gut, einen Eßlöffel voll Mehl mit darunter zu rühren.

Spek mit Eiern, auf englische Art. Dieses gewöhnlichste und beste englische Frühstücksgemisch stellt man her, indem man zerhackt geschnittene, blasse, von der Schwarte befreite Schelben von gut durchwachsenem Speck in einer eisernen Gierkuchenpfanne über gelindem Feuer unter häufigem Umrühren heiß werden läßt, auf eine erwärmte Schüssel tut und Sekzier oder verlorene Eier darauf anrichtet.

Aus Haus und Hof.

Entfernung von Rost. Um Rost von kleinen eisernen Gegenständen, die sich leicht erwärmen lassen, zu entfernen, nimmt man ein Stück Blasenwachs, bindet dasselbe in einen nicht zu dichten Lappen und verreibt es auf dem warmen Eisen, welches dadurch einen Wachsüberzug erhält. Darauf nehme man einen zweiten Lappen, tauche ihn in pulverisiertes Kochsalz und reibe damit Wachs und Eisen ab. Die Wirkung soll überraschend sein.

Stift zum Feststreichen für Ofen. Vorzüglich ist: Vehm und ein Teil Borax wohl gemischt. Röhre in eisernen Dienplatten kann man vertreiben mit feingehacktem Braumlein, der mit Wasserglas zu einer knebären Masse verarbeitet ist. Dieser Kitt wird so hart wie Eisen.

Bei Wasserfäulen, in denen längere Zeit Wasser steht, bilden sich oft weiße Ringe (von kalkhaltigem Wasser), die meistens schwer zu entfernen sind. Gießt man einige Tropfen rauchende Salzsäure hinein und befüllt die betreffenden Stellen, so löst sich alles los. Mit kaltem, reinem Wasser spült man die Fläche mehrere Male aus, dann wird sie wieder ganz klar.

Wäsche, die durch eine Bringmaschine gegangen ist, sollte sehr gut und glatt ausgeschlagen werden, weil selbst beim Wangeln Falten, die durch das Bringen eingebrückt wurden, sich schwer auspressen und die Wäsche sehr verunstalten.

Sächs. Musikinstrumenten-Manufactur
Schuster & Co
Markneukirchen No 302.
Fabrikation u. direkter Versand
Illustrirte Hauptcataloge postfrei.

Altbewährt
MAGGI'S Würze
Suppen- u. Speise-
einzig in ihrer Art.

Bei Entnahme hier angezeigter Waaren bitten wir sich auf unsere Zeitung zu beziehen.

Haarbold (ges. Kraftwasser von eminent stärkender, reinigender u. erhaltender Wirkung, welches die Haarwurzeln u. Neuwuchs in befriedig. Weise anregt, Ausfallen u. Schinnen beseitigt, ein pracht. Haar gibt. Abends gebraucht, folgt ruhiger Schlaf. Fl. 3 Mk. Nur in Berlin, Franz Schwarzlose, Leipzigerstr. 56, neben den Kolonnaden.

Pflegt die Zähne mit Tilit
anerkannt das feinste, anti-septische Mundwasser der Gegenwart.

Tafel-Sonig
verfenbet 10 Pfund netto Mt. 1,75 incl. elegante Emailleimer. — Garantie Zurücknahme. Berlinhaus R. Fischer, Södingen.

Locken
and Wellenschel, schön u. natürl. erz. Jed. Dame leicht u. dauernd, ohne zu brennen, durch das haarstärkende u. unfrügl. Kräuter-Elixir „Grazio!“ (gesetzlich geschützt). Fl. 2 Mk. Nur bei dem Fabrikant. Franz Schwarzlose, Berlin, Leipzigerstrass 56 (Kolonnaden).

Eustav Kreinberg, Markneukirchen No. 72
Musikinstrumente und Saiten aller Art.
Leipzigerstr. 56, neben den Kolonnaden.
Director Versand unter Garantie. Katalog gratis u. fr.

Genfer und Glashütter Uhrenfabriklager
G. Jäger • Konstanz 24.
Uhren-Versandhaus
14 Tage zur Probe
versende ich gegen Nachnahme meine Silber-Remontoir, Reichsstempel 600/1000, mit feinem Goldrand zu 9 Mk.
Nickel-Remontoir (Ankerwerke) zu 4 Mk.
Weckeruhren zu 2 Mk.
Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie.
Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

Clichés Autotypie
und Strichätzung
Wilhelm Greve
Graph. Kanstanzstalt
Schnellste Lieferung
Billigste Preise
Berlin, S.W.
Ritterstrasse 50.

Kein Gutsbesitzer!
Kein Geschäftsinhaber!
Kein Buchhalter!
Kein Rechnungsführer!
Kein Commis!
Kein Lehrling!

Es versäume überhaupt Niemand, der Bücher führen oder solche führen lassen muss, sich den praktischen Leitfaden von G. v. Marby (Taschenformat)

„Der perfekte Buchhalter in einfacher und doppelter Buchführung“

gegen v o r h a n d e n Einbindung von M. — 65 kommen zu lassen. Mein Leitfaden macht die Grundsätze beim Buchen, Übertragen und Abschliessen der Bücher durch beigefügte bildliche Darstellungen leicht fasslich und sofort Jedermann verständlich; falsche Buchungen daher fernor unbillig!

Spart Zeit und viel Geld!

Sichert bessere Existenz, höheres Gehalt!

Zu beziehen durch den Verlag
MAX PASCH, BERLIN SW., Ritterstrasse 50.

